

Frauen und Männer zusammen hatten die Tipis neben der Holzarena auf-  
gebaut, im weiten Kreis um das Häuptlingszelt, in dem er bei seinem Vater schlief.  
Sie hatten Kriegstrommeln mitgebracht und die wilden Gesänge der Männer  
klangen über das Ausstellungsgelände und übertönten das Heulen der Sirenen  
und Hupen der Automobile, wenn er vor den Weißen tanzte.

Toten Blickes wartete er auf seinen Tanz, zu dem die Trommel fünf- bis  
sechsmal des Tages rief. Die Besucher kamen heran, ihn mit Fragen bestürmend,  
und die blassen Kinder befühlten ängstlich seinen Federschmuck und seine Klei-  
dung. „Er ist der Sohn des Häuptlings“, sagten ihnen die Eltern. Er aber sprach  
zu keinem, und seine schwarzen Augen sahen über alle fort, stumm in die Weite.  
Tage folgten darauf, an denen er sich als Häuptlingssohn gegen Bezahlung photo-  
graphieren ließ mit einem zum gefälligen Lächeln verzerrten Gesicht. Nach dem  
Tanz und in freien Stunden ging er fort auf laute Plätze, in Kinos und an Orte,  
wo er im Spiel gewinnen konnte. Mit Fremden scherzend, Zigaretten rauchend  
saß er am Eingang oder sang übermütig lachend Lieder der Prärie in das Mi-  
krofon, das den draußen Vorübergehenden entgegenschrie, sensationelle Vor-  
führungen warteten ihrer.

Es war schwer, ihn kennenzulernen, und nur das tagtägliche schweigende  
Nahesein zog seine Aufmerksamkeit allmählich auf sich. Dann belohnte die lange  
Mühe eines Abends ein Lächeln beim Wiedererkennen, und der Bann war ge-  
brochen . . .

Die Wolkenkratzer der riesigen Stadt standen zur Dämmerstunde in blau-  
violetten Dunst gehüllt vor der scheidenden Sonne, und wechselnde Lichtreklamen  
gaben der Stadt den Zauber kostbarer Geschmeide. Von den höchsten Stufen  
der Arena hatte man den Ausblick auf die Straße hinunter, wo Auto nach Auto  
von und zu leuchtender Ferne sich bewegte.

Er war allabendlich dort zu finden, den Blick nach Westen über den Rauch  
der Stadt gerichtet, das dunkle Haar schwach vom Winde bewegt, in einem sanften  
Klingen der Schellen des Tanzkostüms.

An manchen Tagen entspann sich hier ein Gespräch.

„Du verachtest die Weißen nicht mehr, sie sind sogar deine Freunde geworden?“

„Weiße Männer haben viel Geld. Sie bezahlen für Mokassins und Ketten mehr  
als ich durch Tanzen je verdiene. Es sind nicht meine Freunde, ich hasse sie, sie  
sind schlecht.“

„Und doch bist du gern bei ihnen?“

„Weiße Männer sehen nicht tief genug. Wo ist unser Weg? Wer sind unsere  
Freunde, und wie sollen wir leben? Weiße Männer wissen nicht, wie Indianer leben  
müssen. Ihr Leben selbst ist falsch. Ich habe es gesehen.“

„Und du wirst ohne die vielen Vergnügungen wieder leben können?“

„Ich freue mich abzufahren. Der Winter kommt nun, und bald sind wir weit  
fort in der Einsamkeit der schneebedeckten Prärie, und von unserem Hause  
kommen meine Pferde wiehernd entgegengeläufen, und weißt du, nachts sind dort  
viele viele tausend Sterne über der Ebene und kein Laut außer dem Singen des  
Windes, nichts, gar nichts.“

*(Aus dem Buch „Die Regentrommel“, im Grauen Verlag, Berlin/Zürich)*